

**HEYNE** <



**PAUL CLEAVE**

**DIE SAAT  
DES  
KILLERS**

**THRILLER**

Aus dem Englischen  
von Anke und Eberhard Kreuzer

**WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN**

Die Originalausgabe *A Killer Harvest*  
erschien 2017 bei Atrium Books

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns  
diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand  
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Deutsche Erstausgabe 07/2018  
Copyright © 2017 by Paul Cleave  
Copyright © 2018 der deutschsprachigen Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München  
Redaktion: Thomas Brill  
Printed in Germany  
Umschlaggestaltung: Lektorat Düring unter Verwendung  
eines Motivs von © Claudio Arnese/iStock  
Satz: Leingärtner, Nabburg  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN: 978-3-453-43924-5  
www.heyne.de

## KAPITEL 1

Das Büro der Baufirma war früher ein alter Frachtcontainer, die zerkratzten, eingedellten und angerosteten Wände wurden grau übertüncht, um ihm einen offiziellen Charakter zu geben. Auf Reisen geht es heutzutage nur noch auf der Ladefläche eines Lkw, ein bis zwei Mal im Jahr, quer durchs Land. Eine der beiden langen Wände wurde ausgetauscht, um für eine Tür und ein Fenster Platz zu machen, das im Lauf der Jahre einen Ausblick auf wechselnde Baugrundstücke bot sowie auf die Wohn- oder Bürokomplexe, die darauf Stockwerk für Stockwerk aus dem Boden schossen. Gegenwärtig blickt man durch das Fenster auf einen siebenstöckigen Rohbau. Einige Etagen sind noch nicht über die Stahlträger und Betonplatten hinausgekommen, der gesamte Bau steckt in einem von Anstrichfarbe, Dreck und Schweiß verfleckten Gerüst.

Irgendwie zieht das Containerbüro im Innern Spinnweben an und stößt Wärme ab, sodass Detective Inspector Mitchell Logan an diesem strahlenden Morgen im spätsommerlichen Christchurch fröstelt. An den verputzten Wänden hängen Übersichtskarten, Konzeptskizzen, Blaupausen und Fotografien. Auf einem Wandregal neben der Tür liegt ein halbes Dutzend Schutzhelme bereit, darunter prangt ein Schild mit dem sinnigen Spruch: *Besser einen Helm auf die Birne als einen Stein*. Der Schmutzfilm an

der Fensterscheibe kommt einer Doppelverglasung gleich. Auf einem Schreibtisch stapeln sich Papiere, hinter denen ein Polier namens Simon Bower sitzt und verärgert dreinblickt. Bower hat zurückgegeltes braunes Haar, dazu einen Bart, den Mitchell bis vor Kurzem als Unabomber-Bart bezeichnet hätte, der aber, wie er von seiner Frau gelernt hat, als Hipster-Bart salonfähig geworden ist. Davon abgesehen, ist Bower ein gut aussehender Mann Anfang bis Mitte dreißig, sportlich, sonnengebräunt und, so wie er unentwegt auf die Uhr guckt, ziemlich ungeduldig.

Mitchell schielt zu seinem Partner – Detective Inspector Ben Kirk – hinüber, um zu sehen, ob sein Freund genauso friert wie er. Offenbar nicht.

»Was für Fragen?«, will Bower wissen, während er erneut auf seine Uhr sieht, als traue er ihr nicht ganz über den Weg.

»Reine Routine«, sagt Mitchell – was natürlich nicht stimmt. Mit Routine hat das hier herzlich wenig zu tun. Mitchell ist vierzig Jahre alt und der Tag nicht mehr fern, an dem er schon sein halbes Leben lang bei der Polizei ist. Lange genug also, um zu wissen: Je abwegiger die Lüge, desto mehr gibt es zu verbergen. Wie in diesem Fall. Der Mann, den sie sprechen wollen, wird behaupten, er sei am anderen Ende der Welt gewesen, um seine Mutter im Krankenhaus zu besuchen. Oder habe in einem Boot mitten auf dem Pazifik Delfine gerettet. Oder auch den Mond umkreist. Wo auch immer er gewesen sein will: Hauptsache nicht da, wo er tatsächlich war – in Andrea Walshs Wagen. Und wo ist Andrea Walsh? Das wissen sie nicht. Doch die blutige Motorsäge, die sie in der Nähe ihres Wagens gefunden haben, deutet darauf hin, dass man sie an allen möglichen Stellen finden wird – und zwar überall zugleich. Nicht nur Blut haben sie an der Säge gesichert, sondern auch Haar, Knochen und Fetzen von

Fleisch – darunter, wie sie gestern von der Gerichtsmedizin erfahren haben, ein ganzes Fingerglied. Das verlassene Fahrzeug wurde, dank dem Hinweis eines Autofahrers, der dem Wagen mit knapper Not ausweichen konnte, vor zwei Tagen nachts mit leerem Tank in der Nähe der Autobahn gefunden. Nachdem der Halter nicht zu erreichen war, hatte die Polizei am folgenden Tag die Umgebung abgesucht. Die blutige Säge – mitsamt dem unter dem Bügel festhängenden Fingerglied – fand sich in einem Graben etwa fünfzig Meter von der Straße entfernt.

Natürlich war es ein Fehler, die Säge so nahe beim Wagen wegzuworfen. Doch Mitchell ist sich sicher, dass derjenige es vorgezogen hat, sie auf diese Weise zu entsorgen, statt mit dem Ding in der Hand die Autobahn entlangzulaufen. Die Säge hatte eine Seriennummer. Eine Überprüfung ergab, dass sie einer Bau-firma gehört, was Ben und Mitchell wiederum in diesen Fracht-container geführt hat, um sich diesen Polier vorzuknöpfen.

»Und wieso interessiert es Sie, wem diese Säge gehört?«, will Bower wissen. »Wurde sie gestohlen?«

»So was in der Art«, sagt Ben.

»Brauchen Sie ... ich meine, brauchen Sie dafür nicht einen Durchsuchungsbeschluss?«, fragt Bower.

»Den würden wir brauchen, wenn wir gekommen wären, um Ihr Firmengelände zu durchsuchen«, antwortet Ben.

»Und falls nötig, besorgen wir uns einen«, fügt Mitchell hinzu.

»Nur dass wir eben keinen brauchen«, sagt Ben, »weil wir nicht vorhaben, uns hier umzusehen, sondern nur mit demjenigen reden wollen, der die Säge mit der genannten Seriennummer benutzt. Und Sie werden uns sagen, wer das ist.«

»Und der ganze Aufstand nur wegen einer gestohlenen Säge?«, weicht Bower aus.

»Nennen Sie uns einfach einen Namen«, beharrt Mitchell.

»Na schön, dann behalten Sie's eben für sich.« Bower stöhnt auf und gibt sich auch sonst redliche Mühe, genervt zu wirken, als er seinen Kaffeebecher zur Seite stellt und ein paar Papiere von seiner Computertastatur nimmt, um etwas einzugeben. Nachdem er ein paar Sekunden getippt und geklickt hat, nickt er einige Male. »Aha«, sagt er.

»Aha?«, fragt Mitchell.

»Die Säge gehört Boris McKenzie«, sagt Bower.

»Und?«, fragt Mitchell.

»Boris ist ... na ja ... er kann schon mal ein Hitzkopf sein. Guter Mann, arbeitet hart, aber ... nur so ein Tipp: Falls Sie ihm Ärger machen wollen, sollten Sie vielleicht vorher Verstärkung anfordern. Der ist ziemlich schnell auf hundertachtzig.«

Na schön, Mitchell hat schon dreistere Lügen gehört. Auch wenn Bower nicht behauptet, er habe zur fraglichen Zeit gerade Kinder aus einem brennenden Waisenhaus gerettet, so ist und bleibt es trotzdem eine Lüge. Mitchell wirft Ben einen Blick zu, und Ben antwortet mit einem kaum merklichen Nicken. Mit nichts anderem haben sie gerechnet.

»Und wo finden wir diesen ...?«, fragt Mitchell.

»Boris McKenzie«, sagt Bower. »Der arbeitet auf der vierten Etage.«

»Was erwartet uns da oben?«, fragt Ben.

»Ist nicht schwer zu finden.«

»Das habe ich nicht gefragt.«

Bower zuckt die Achseln. »Wahrscheinlich ein ziemliches Chaos. Ein paar halb fertiggestellte Büros, ansonsten offene Flächen.«

»Demnach ziemlich unübersichtlich?«, fragt Ben.



»Für mich nicht, aber sicher, könnte man so sagen.«

»Wie wär's, wenn Sie uns begleiten würden?«, fragt Mitchell.

»Ich hab ziemlich viel zu tun«, sagt Bower und bekräftigt den Einwand durch einen erneuten Blick auf die Uhr und ein gequältes Gesicht, als würde ihm jede Sekunde, die er untätig verstreichen lässt, physische Qualen bereiten. »Wir sind auch so schon im Rückstand, und ehrlich gesagt muss Boris nicht unbedingt erfahren, dass ich Sie zu ihm geschickt habe.«

»Andererseits wäre es schon ganz gut, wenn wir an einem Ort wie diesem, mit all den offenen Wänden in beträchtlicher Höhe und dem ganzen Baumaterial, das da wahrscheinlich überall herumliegt, genau wüssten, nach wem wir suchen und wo wir hingehen«, sagt Mitchell.

»Ganz zu schweigen davon, dass so ein Rohbau eine Gefahrenzone ist«, bekräftigt Ben. »Wir sind nicht scharf drauf, uns an einem offenen Kabel einen Schlag zu holen oder einen Stahlträger auf den Schädel zu bekommen.«

»Kurz gesagt, Sie kommen mit«, erklärt Mitchell.

»Ich muss aber wirklich ...«

»Was?«, fragt Ben. »Unsere Ermittlungen behindern? Oder ein gesetzestreuer Bürger sein, der seine Pflicht gegenüber dem Gemeinwohl erfüllt?«

Bower stöhnt laut vernehmlich, kommt um den Schreibtisch herum und greift nach einem Helm. Auch Ben und Mitchell drückt er jeweils einen in die Hand. »Ich gehe voraus«, sagt er. »Und Sie tun, was ich Ihnen sage. Für jemanden, der sich nicht auskennt, kann es da oben wirklich gefährlich werden.«

»Meine Rede«, erinnert ihn Ben.

Sie folgen ihm nach draußen, wo ihnen die morgendliche Wärme entgegenschlägt. Auf den zwanzig Metern zum Ge-

bäude kommen sie an den Fahrzeugen von Elektrikern, Installateuren und Glasern vorbei. Unter Hupen manövriert ein Zementlaster rückwärts auf das Grundstück. Überall herrscht rege Betriebsamkeit, wird Maß genommen, gesägt und geschnitten, gegossen und zusammengefügt. Sie erreichen die Fahrstühle, die, wie Bower erwähnt, erst vor vier Wochen installiert worden sind. »Sonst müssten wir jetzt jede Menge Leitern hinaufklettern«, fügt er hinzu.

Dieser unablässige Lärm von Elektrogeräten, die angeworfen und ausgeschaltet werden, denkt Mitchell, würde ihn wahnsinnig machen. Die Arbeiter verständigen sich durch lautes Rufen, sie streiten und lachen, und Mitchell rechnet jeden Moment damit, dass ihm jemand *Achtung!* zuruft, während von oben etwas Schweres herunterfällt. Erleichtert tritt er in den Fahrstuhl, der sich ohne leise Hintergrundmusik und ohne den typischen Small Talk in Bewegung setzt. Die Türen gehen auf. Auch im Innern ist der Bau nicht viel mehr als eine Hülse. Aus manchen Zwischenwänden hängen die Kabel heraus, ebenso aus der Decke. Nichts ist gestrichen. Es gibt noch keine Fußbodenbeläge, sondern, so weit das Auge reicht, nur Beton unter einer Schicht von Sägemehl und Metallspänen sowie den einen oder anderen Nagel. Hier und da sind schon Fenster eingesetzt, an anderen Stellen flattern nur Plastikplanen in der leichten Brise.

»Achten Sie darauf, wo Sie hintreten«, mahnt Bower.

»Wie viele Leute sind derzeit hier auf der Etage?«, fragt Ben.

»Nur Boris. Und jetzt wir. Der größte Teil unserer Männer ist heute im Erdgeschoss mächtig zugange, aber Boris sollte eine beschädigte Gipskartonplatte austauschen.«

»Ich höre trotzdem irgendwelche Arbeiter«, sagt Ben.

»Wenn erst mal die Fenster und die Dämmung drin sind, hören Sie nichts mehr von den anderen Geschossen«, sagt Bower.

Ben greift in seine Jacke und zieht seine Waffe. Er richtet sie auf den Boden.

»Verdamnte Scheiße, muss das sein?«, fragt Bower.

»Wenn Boris tatsächlich so ein Hitzkopf ist, wie Sie sagen.«

»Es geht hier nicht nur um eine gestohlene Motorsäge, oder?«, fragt Bower.

»Ich denke, wir trennen uns am besten«, sagt Ben.

»Sehe ich auch so«, sagt Mitchell und zieht ebenfalls seine Waffe.

»Dann brauchen Sie mich ja wohl nicht mehr«, sagt Bower.

»Halten Sie sich einfach hinter uns«, sagt Mitchell. »Willst du nach links oder rechts?«, fragt er Ben.

»Nach links.«

»Sie kommen mit mir«, sagt Mitchell und dreht sich kurz zu Bower um.

Ben schert nach links aus. Mitchell und der Polier gehen nach rechts. Auf der Suche nach einem Ausgang flattert ihnen im Flur ein Spatz entgegen, einen Moment später ein zweiter. Es riecht nach Putz. Mitchell hält die Waffe weiterhin gesenkt. Bower bleibt nur wenige Schritte hinter ihm. Sie erreichen das Ende des Flurs, in dem schon ein Fenster eingesetzt ist – ungefähr zwei Quadratmeter Glas, mit Blick über das Büro darunter. Die Scheibe dämpft die Geräusche von draußen. Mitchell sieht, wie ein Lkw weiteres Material heranschafft und sich der Zementlaster immer noch rückwärts in die richtige Position manövriert.

Der nächste Flur unterscheidet sich kaum von dem, aus dem sie gerade kommen. Rigipswände, schon verputzt, aber noch ohne Anstrich. Wo man hinsieht, Kabel. Elektrohandwerk-

zeuge, Sägeböcke und Farbeimer an den Wänden aufgereiht, meterweise Unterbalken neben Kartons mit Lichtschaltern, Nägeln und Schrauben, eine Nagelpistole, ein Fliesenschneider und säckeweise Fugenmörtel. In den Räumen, an denen sie vorbeikommen – einige mit Fenstern, andere mit Plastikplanen –, sieht es nicht viel anders aus. Am Ende befindet sich ein Fenster von exakt der gleichen Größe wie im vorherigen Flur, nur noch nicht verglast, sondern mit einer dicken Plastikplane davor. Sie ist durchsichtig genug, um auf dem Baugelände die Erdhügel sowie ein paar Fahrzeuge auszumachen, wenn auch nur ungenau. Alles in allem kein lohnender Blick.

Er dreht sich zu Bower um. »Wir sollten ...«

Er verstummt. Bower hat die Nagelpistole in der Hand, an der sie eben vorbeigekommen sind, und richtet sie auf ihn.

»Warten Sie«, sagt Mitchell.

Bower wartet nicht. Er drückt ab. Detective Mitchell empfindet keine Schmerzen, nur ein Spannen, einen Druck im Arm, dann in der Brust, als würde es ihm die Muskeln zusammenziehen. Er versucht, die Waffe zu heben, doch sein Arm gehorcht ihm nicht. Die Nagelpistole macht einen Knall, dann noch einen und noch einen. Er hat jetzt vier, fünf, dann sechs Nägel in der Brust. Ihm fällt die Pistole aus der Hand. Er hebt die andere Hand, um an den Nägeln zu ziehen, doch bevor er so weit kommt, dringt ihm ein weiterer Nagel durch die Hand und heftet sie ihm an die Schulter. Er fühlt immer noch keinen Schmerz, nur taube Druckpunkte quer über den Körper, Akupunktur im Riesenformat. Mit einem dumpfen Geräusch prallt ein Nagel an seinem Helm ab.

»Sie haben alles ruiniert«, sagt Bower.

»Nicht«, sagt Mitchell, dabei weiß er, dass Bower weitermachen wird. Das hier ist der Moment, in dem sich seine Alb-

träume erfüllen. Er sieht vor sich, wie die Kollegen bei seiner Frau an der Haustür stehen. Er sieht, wie sie bei der Nachricht zusammenbricht. Er sieht, wie die Polizei seine Vergangenheit unter die Lupe nimmt und all den Mist ans Licht bringt, den er seit fünf Jahren treibt und den er mit ins Grab nehmen wollte – was wohl auch gerade passiert. Er sackt auf die Knie. Der Geruch nach Putz wird schwächer. Der Betonmischer ist nicht mehr so laut. Er hört nicht mehr, wie der Zementlaster nach hinten manövriert. Er schmeckt Blut. Die knallenden Geräusche sind noch nicht zu Ende. Druck im Hals. Seitlich im Gesicht. Bower tritt näher heran. Er setzt ihm den Fuß an die Brust, und als ihn der Polier mit einem kräftigen Tritt nach hinten stößt, kann Mitchell nichts dagegen machen.

Die Plastikplane, die Trennung zwischen der Innen- und der Außenwelt, hält sein Gewicht für ein, zwei Sekunden. Dann dehnt sie sich. Sie beult sich in der Mitte aus.

Bis sie reißt.

Als er fällt, blickt Mitchell zum Gebäude hinauf. Er stürzt gegen das Außengeländer des Gerüsts, doch statt nach innen prallt er nach außen ab. *Sieht dir ähnlich*, denkt er, als er mit zunehmendem Tempo am dritten, am zweiten und am ersten Stock vorbeifliegt.

Als er auf den Boden aufschlägt, hört er nicht mehr, wie ihm sämtliche Knochen zersplittern.

Fühlt nicht mehr, wie ihm die Wirbelsäule oder das Genick bricht.

Er fühlt gar nichts mehr.

## KAPITEL 2

Als Ben Kirk in den Flur kommt, verschwinden die Füße seines Partners gerade aus seinem Blickfeld. Neben der zerrissenen Plane steht Simon Bower und starrt nach draußen. Der Zorn packt Ben mit aller Wucht. Er richtet seine Waffe auf den Polier, ihm zittert die Hand, das Bedürfnis, abzudrücken, ist übermächtig.

»Keine Bewegung.«

Bower bewegt sich nicht. Er starrt weiter nach draußen.

»Die Nagelpistole auf den Boden«, brüllt Ben, »und langsam mit dem Gesicht zu mir!«

Bower legt die Nagelpistole nicht weg. Als er sich umdreht, hält er sie noch in der Hand. »Was immer Sie jetzt denken«, sagt er, »es ist nicht so, wie es aussieht. Boris ist auf ihn losgegangen. Sie sind beide durch die Plane gestürzt. Sie sind beide da unten. Wir müssen ihnen helfen.«

»Sie haben zwei Sekunden, um die Nagelpistole auf den Boden zu legen, bevor ich das Feuer eröffne.«

Bower gehorcht.

»Gesicht zur Wand«, schreit Ben.

»Ihr Partner ist da unten«, sagt Bower. »Sie vergeuden hier nur Ihre Zeit.«

»Das waren Sie.«

Bower schüttelt den Kopf. »Ich hab Sie vor Boris gewarnt, ich hab Ihnen gesagt, wie der Mann tickt. Ich wollte verhindern, dass so was passiert. Wir müssen uns beeilen. Ihr Partner stirbt, wenn wir nichts unternehmen.«

Ben weiß, dass Mitchell, falls er nicht irgendwo am Gerüst hängt, schon tot ist. Die Vorstellung, wie er da unten ... der Ge-

danke tut unerträglich weh. So wie jetzt ihm wird es auch anderen das Herz brechen, wenn sie es erfahren. Es muss eine Möglichkeit geben, das, was passiert ist, ungeschehen zu machen, irgendeinen riesigen Reset-Button. Aber den gibt es nicht – nur Tod und Trauer. Nur die blanke Wut sorgt dafür, dass er Herr der Lage bleibt. Wenn er sie unterdrückt, bricht er zusammen.

»Mit dem Gesicht und den erhobenen Händen zur Wand!«

Bower tut wie ihm befohlen. Ben tritt an das klaffende Loch in der Plastikplane und blickt auf das leere Gerüst, während er von unten aufgeregte Rufe hört und sieht, wie mehrere Leute auf etwas zulaufen, das außerhalb seines Blickwinkels liegt – auch wenn er weiß, was es ist. Etwas zieht ihm die Brust zusammen. Etwas in ihm ist zum Zerreißen gespannt, ein Zorn, der sich nur auf bestimmte Art entladen kann.

Er ist versucht, Bower durchs Fenster zu stoßen, seinem toten Partner hinterher.

Er holt tief Luft. Er darf nicht die Beherrschung verlieren. Er ruft sich in Erinnerung, was ihn hergeführt hat. »Was wiegen Sie?«

»Was?«

»Sie sehen so aus, als würden Sie auf Ihre Gesundheit achten. Joggen Sie?«

Bower macht Anstalten, sich zu ihm umzudrehen.

»Gesicht zur Wand, und beantworten Sie die Frage.«

»Was für eine Frage?«

»Sie sehen so aus, als würden Sie joggen. Und Sie sehen aus wie jemand, der öfter mal ins Fitnessstudio geht. Wie steht's mit dem Rauchen? Rauchen Sie?«

»Was? Nein, nein, ich rauche nicht. Aber was soll ...«

»Trinken Sie?«

»Was zum Teufel soll das Ganze?«, fragt Bower.

»Beantworten Sie die Frage. Trinken Sie?«

Wieder versucht Bower, sich umzudrehen, gibt jedoch auf, als er Bens Pistole im Nacken spürt. »Ich ... ja, gelegentlich schon. Aber nicht viel. Und ich jogge, aber auch nicht viel.«

»Haben Sie Krebs? Oder sonst irgendeine Krankheit?«

»Ich will einen Anwalt.«

Ben drückt ihm die Mündung fester ins Genick. »Ich habe Sie gefragt, ob Sie krank sind.«

»Nein. Ich bin nicht krank.«

Ben drückt ab.

Die Kugel dringt Bower von hinten in den Hals und tritt vorne an der Kehle wieder aus – eine ziemliche Schweinerei an der Wand, aber mit Putz und Farbe leicht zu beheben. Bower fasst sich mit beiden Händen um den Hals, während er langsam auf die Knie sackt und sich dabei halb zu Ben umdreht. Sobald sein Körper erschlafft, verschwindet der ungläubige Ausdruck in seinem Gesicht. Er öffnet den Mund, um etwas zu sagen, doch das einzige Geräusch, das er macht, ist sein dumpfer Aufprall auf den Boden. Seine Hände gleiten ihm von der Kehle. Unter ihm breitet sich eine Blutlache aus.

Mithilfe eines Taschentuchs hebt Ben die Nagelpistole auf. Er feuert damit in die Richtung, aus der er vor ein, zwei Minuten gekommen ist, sechs, sieben Schuss in die Wände und den Flur. Der letzte Schuss geht in seinen Arm. Es tut nicht so weh wie vermutet, und einen Moment lang sieht er kaum Blut. Er lässt die Nagelpistole fallen. Seine Kollegen werden sich keine allzu große Mühe geben, seine Darstellung der Ereignisse zu widerlegen, wonach Bower zuerst auf ihn geschossen und er das Feuer in Notwehr erwidert hat.



Er hockt sich neben Bower. Der Mann ist noch am Leben; er beobachtet alles, was Ben tut, und versteht wahrscheinlich auch, was es zu bedeuten hat.

»Schon bevor wir herkamen, haben wir gewusst, dass Sie es waren«, sagt Ben.

Bower widerspricht ihm nicht.

»Bevor wir heute Morgen hierherkamen, waren wir in Ihrem Haus. Wir haben Ihre blutverschmierten Kleidungsstücke gefunden und die Halskette der Frau. Und wenn ich Ihnen einen Rat geben darf: Lassen Sie keine Zeitungsausschnitte über Menschen, die Sie umgebracht haben, auf Ihrem Sofatisch liegen. Wir wussten, dass dieses Gerede über Boris völliger Mumpitz war. Trotzdem haben Sie einen von uns erwischt, Sie Scheißkerl.«

Er hält Bower die Nase zu. Bower windet sich ein wenig, doch für stärkere Gegenwehr fehlt ihm die Kraft. Er reißt die Augen auf, und das Blut läuft ihm seitlich aus dem Mund. Ben lässt los.

»Wahrscheinlich wüssten Sie jetzt zu gern, wieso wir Sie hier raufgebracht haben, statt Sie gleich unten zu verhaften. Wissen Sie was? Wenn Sie mir nicht verraten, wo wir die Leiche von Andrea Walsh finden, lasse ich Sie hier krepieren, ohne dass Sie es je erfahren.«

Bower schafft es, die Hand zu heben. Er dreht die Innenfläche nach oben, zeigt Ben den Stinkefinger und grinst.

»Entweder spucken Sie aus, wo ihre Leiche ist, oder ich berufe eine Pressekonferenz ein und sage, wir hätten auf Ihrem Computer einen versteckten Ordner mit jeder Menge Kinder pornos gefunden. Das wird dann sozusagen Ihr Nachruf.«

Bower hebt die andere Hand und zeigt damit auf den Stinke-

finger. Er grinst noch breiter, bevor er hustet und ihm das Blut aus Mund und Nase rinnt.

»Sei's drum«, sagt Ben und beugt sich vor, um Bower noch einmal die Nase zuzuhalten, merkt jedoch, dass es keinen Zweck mehr hat. Der Mann ist bereits tot.

Er holt sein Handy aus der Tasche und macht einen Anruf.

»Zwei Minuten«, sagt er und trennt die Verbindung.

Er wickelt einen Streifen Plastikplane um Bowers Hals, um sich nicht von oben bis unten mit Blut zu beschmieren. Dann zieht er sich den Nagel aus dem Arm, sodass die Wunde blutet. Er hebt Bower hoch, wirft ihn sich über die Schulter und trägt ihn zum Fahrstuhl. Unten im Erdgeschoss ruft er im Revier an und meldet, was passiert ist. Er gibt ihnen Bescheid, dass sowohl Mitchell als auch dessen Mörder ins nächste Krankenhaus gefahren werden. Er entfernt das Plastik von Bowers Hals.

Als der Krankenwagen eintrifft, sehen sich die Sanitäter die beiden Toten an und unternehmen keinen Versuch, sie wiederzubeleben. Aussichtslos. Ohne ein Wort verfrachten sie die Leichen im Wagen. Ben nimmt Mitchells Hand und sagt ihm, er werde das Versprechen halten, das er ihm für den jetzt eingetretenen Ernstfall gegeben hat. Dann verlässt der Krankenwagen den Parkplatz, und wenige Minuten später trifft die Kavallerie ein. Und ein zweiter Krankenwagen. Die Beamten drängen die Bauarbeiter zurück und sperren den Tatort ab. Ein Sanitäter, der nach einem Raucher riecht und klingelt, führt Ben zum Heck des Krankenhauses. Als Ben ihm klarmacht, dass er nicht die Absicht hegt, seinen Arm im Krankenhaus untersuchen zu lassen, sondern ihn nur notdürftig vor Ort verarztet haben möchte, wirkt der Mann etwas angefressen. Das polizei-

liche Flatterband wird gespannt. Es sind so viele Leute vor Ort, es wird so viel Dreck und Staub aufgewirbelt.

Die ersten Detectives treffen ein. Sie haben Fragen an ihn, und er verspricht, ihnen bald zur Verfügung zu stehen. Doch vorher hat er noch etwas Dringendes zu erledigen. Die Uhr tickt, und es gibt viel zu tun. Als er sich unter dem Band hindurchduckt, pocht sein Arm bei jeder Bewegung. Der Sanitäter hat ihn gewarnt, es könne nur schlimmer werden, doch für den Augenblick *will* er, dass es wehtut. Er *will* leiden. Er läuft zu seinem Wagen. Noch vor einer Stunde waren sie zu zweit. Er sitzt da und starrt auf den Beifahrersitz, während er sich an das Gespräch auf ihrer Herfahrt erinnert und an andere, frühere Gespräche, andere heikle Einsätze, die um ein Haar schiefgegangen wären, und all das Adrenalin und all den Kummer.

Aus Trauer und Verzweiflung haben er und Mitchell versucht, die Welt ein wenig besser zu machen.

»Tut mir leid«, sagt er zu dem Partner, der nicht mehr da ist. Dann beißt er die Zähne zusammen und schluckt seine Qual hinunter, denn dafür ist später noch reichlich Zeit. Im Moment muss er einen klaren Kopf bewahren. Die Fahrt zu Michelle Logan ist das Schlimmste, was er sich vorstellen kann. *Mitchell und Michelle – süße Namen für ein süßes Paar*, muss er unwillkürlich denken. Als würden schon ihre Namen darauf hindeuten, dass sie zusammengehörten. Was Tatsache war. Für alle, die sie kannten, mit Händen zu greifen. Eine Jugendliebe, die fünfundzwanzig Jahre gehalten hat. Genauso lange kennt Ben die beiden – das unzertrennliche Kleeblatt an der Highschool. Mitchell, Michelle, Ben und sein Bruder Jesse. Sie gingen alle in dieselbe Klasse, gehörten zum selben Freundeskreis, be-

suchten dieselben Konzerte und tranken auf denselben Partys dasselbe Bier, rauchten zusammen Gras, schwammen am Strand, standen vor den Nachtclubs an und machten, während sie erwachsen wurden, noch tausend andere Dinge – immer zusammen.

Die Partys fanden ein Ende, als sich Mitchell an der Polizeiakademie einschrieb – und vom Grasrauchen dazu übergang, Leute wegen Grasrauchens zu verhaften. Michelle machte ihren Abschluss in Veterinärmedizin, Jesse studierte drei Jahre auf Lehramt und ging an eine Schule. Ben machte mit seiner Freundin Schluss, um rauszukommen und etwas von der Welt zu sehen, und schlug sich eine Weile als Barkeeper durch. Fünf Jahre ging das so, dann wurde Jesse krank, und Ben kam zurück – etwa zur selben Zeit, als Mitchells Schwester starb. Das ist sechzehn oder siebzehn Jahre her. Als Ben zurückkehrte, war er ziel- und arbeitslos. Mitchell brachte ihn dazu, bei der Polizei anzuheuern, und jetzt ... jetzt zieht er eine zehnminütige Fahrt auf das Doppelte in die Länge, um Michelle noch ein wenig Zeit zu lassen, bevor sie es erfährt.

Die Tierklinik, die sie mit einigen Kollegen führt, liegt im Norden der Stadt. Den Parkplatz teilt sie mit einem Friseursalon, einer Apotheke und einem Outlet für Textilien. Er parkt neben einem roten BMW, in dem sich eine Frau mit etwas in einem Käfig unterhält, das er nicht sehen kann. Er steigt aus, lehnt sich an seinen Wagen und überlegt, wie er es ihr am besten sagt. Er macht das nicht zum ersten Mal, aber zum ersten Mal kennt er denjenigen, dem er die Nachricht überbringt. Aus der Tür der Tierklinik kommt ein Mann in Hemd und Krawatte, der eine Katzenbox auf Armeslänge trägt. Er hat die Ärmel aufgekremgelt und jede Menge frische Schrammen von

Katzenkrallen an den Unterarmen. Beim Anblick von Bens Verband nickt er ihm als Leidensgenossen zu – *gemeine Biester, was?* –, und Ben nickt unwillkürlich zurück.

Er muss es hinter sich bringen.

Er ist noch nicht an der Tür, als Michelle herauskommt. Eins fünfundsiebzig groß, und mit ihrem gewellten roten Haar, das ihr bis über die Schulter reicht, hat Michelle schon damals in der Schule viel Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Jetzt mit vierzig ist sie noch schöner als mit zwanzig. Das hier wird sie umbringen. Sie weint schon, als sie die Treppe herunterkommt, und er weiß, dass sie ihn durchs Fenster mit dem blutverschmierten Hemd und dem Verband am Arm gesehen haben muss. Für den Lebenspartner eines Polizisten genug, um zu begreifen, dass die schlimmsten Befürchtungen wahr geworden sind.

»Wie schlimm?«, fragt sie und kann sich kaum noch auf den Beinen halten.

»Tut mir leid«, mehr braucht er nicht zu sagen. Er schließt sie in die Arme und versucht, sie festzuhalten – nicht fest genug, denn ihre Knie geben nach. Sie sitzt auf der Stufe, und er setzt sich neben sie. Er sieht, wie Leute aus den Fenstern zu ihnen herüberstarren, manche die Hand vorm Mund. Sie schluchzt an seiner Brust. Ihm kommen selbst die Tränen, und er reißt sich zusammen. Er muss.

»Wie ist ...«, flüstert sie, doch die Worte bleiben ihr im Hals stecken.

Er sagt ihr, wie es passiert ist, während er den Blick in den heißen, grauen Asphalt bohrt.

Er wischt sich mit dem Finger die Augen. »Da wäre noch etwas.«

»Was?«, fragt sie.

Er erzählt ihr von dem Versprechen, das ihm Mitchell abgenommen hat, und hofft, dass sie einverstanden ist.

### KAPITEL 3

Warum der Fluch auf ihm lastet, weiß Joshua nicht, nur dass es so ist. Er weiß nicht, wie viele Generationen dieser Fluch zurückgeht, nur dass er sich vererbt. Er hat ihn von Eltern in den Genen, die er nie kannte. Sein Vater ist kurz vor Joshuas Geburt vor einen Bus gesprungen. Er hat es getan, um ein wildfremdes kleines Mädchen zu retten, das sich von der Hand seiner Mutter losgerissen hatte und auf die Straße gestolpert war. Diese selbstlose Tat machte seinen Dad zum Helden, wenn auch zu einem Helden, der aus ebendiesem Grund nicht da war. Seine Mutter wiederum blieb fünf Monate länger in seinem Leben, bis sie auf andere Art unter die Räder kam, durch eine Gehirnembolie. Als es passierte, hing Joshua in einem Hüpfstuh in der Tür. Nicht, dass er sich daran erinnern könnte. Sie setzte ihn da rein, und irgendwo zwischen ihm und dem Flur schaltete sich ihr Gehirn aus. Sie war tot, bevor sie den Boden berührte. Das war eine der Wegmarkierungen, mit denen der Fluch ihre Landkarte gespickt hatte. Er hüpfte und weinte und machte in die Windel und bekam Hunger, als es Nachmittag, dann Abend und schließlich Morgen wurde und endlich ein Nachbar herüberkam, um zu sehen, warum das Baby ununterbrochen schrie.

*Vorherbestimmung.* Seit diesen Ereignissen ist viel Zeit vergangen, doch im Moment kommen ihm, angeregt durch den Vortrag seines Biologielehrers Mr. Fox, entsprechende Assoziationen in den Sinn. Mr. Fox spricht gerade über die Augen-

farbe. Sie nehmen die Vererbungslehre durch, ein Begriff, der für Joshua untrennbar mit dem Fluch verbunden ist, da auch Familienflüche mit der DNA übertragen werden – Mr. Fox mag das anders sehen, doch Joshua weiß, dass es so ist. Mr. Fox erklärt, wie die Augenfarbe von den Eltern an das Kind vererbt wird. Und welche Kombinationsmöglichkeiten es gibt, auch wenn einen das Thema, offen gesagt, nicht sonderlich interessiert, wenn man nicht weiß, was man sich unter *blau* oder *grün* oder *braun* überhaupt vorzustellen hat. Joshuas Augen sind blau. Das sagen alle anderen zumindest. Er weiß, das Meer ist blau. Er war schon einmal am Meer, auch wenn er es noch nie gesehen hat. Er hat in der Sonne und im Sand gespielt, manchmal ist das Wasser warm und manchmal kalt, manchmal tritt er auf einen Stock oder eine Muschel, und es tut höllisch weh, manchmal liegt er im Sand und spürt die Sonne im Gesicht, aber nichts von alledem verrät ihm, was *blau* ist. Der Himmel ist blau. Schlümpfe sind blau. Wenn Menschen trinken, sind sie blau. Aber Joshuas Welt ist schwarz. Sein ganzes sechzehnjähriges Leben lang. Dafür hat der Fluch gesorgt.

Er wechselt die Beinstellung und richtet sich an seiner Schulbank auf. Er bekommt Rückenschmerzen, und ihm schlafen die Beine ein, und diese Unterrichtsstunde ist nicht nur todlangweilig, sondern ohne jeden Sinn und Zweck. Auch andere in der Klasse werden unruhig. Es soll vorkommen, dass Schüler bei Mr. Fox eine bleierne Müdigkeit überkommt. Es geht sogar das Gerücht, vor ein paar Jahren habe sich ein Junge, nachdem er eingeschlafen war, in die Hose gemacht. Joshua unterdrückt ein Gähnen. Am Abend ist er lange aufgeblieben, um einen Horrormoman zu Ende zu hören, über einen Mann, der seinen Opfern die Finger in die Augenhöhlen steckte und dann alles

sehen konnte, was sie je gesehen hatten. Joshua fragt sich, was er wohl sehen könnte, wenn er die gleiche Fähigkeit besäße, nur dass er nicht verstehen würde, was er sieht. Er müsste praktisch eine völlig neue Sprache lernen.

Es klopft an die Tür zum Klassenzimmer, und Joshua ist froh, dass ihn das Geräusch daran hindert, vollends wegzudösen. Hoffentlich kommt jemand, um Bescheid zu geben, dass die Schule heute früher zu Ende ist. »Bitte entschuldigen Sie die Störung«, sagt eine Frau, und zwar Mrs. Templeton, die Schulsekretärin. »Ich muss Sie für einen Moment entführen, Mr. Fox.«

Als sich die Schritte quer durch die Klasse zur Tür bewegen und sich alle fünfzehn Schüler in dieselbe Richtung drehen, ist Stühlerücken zu hören. Sie sagt noch etwas, nur zu Mr. Fox, zu leise, als dass es Joshua verstehen könnte. Doch dann schließt sich die Tür, und als keine Schritte mehr zu hören sind, geht er davon aus, dass Mr. Fox und Mrs. Templeton draußen im Flur etwas besprechen. Er hat sich immer gefragt, wie sie aussieht. Und natürlich Mr. Fox.

Wie auf Kommando reden alle in der Klasse auf einmal. Sein Sitznachbar, sein Freund William, sagt, wahrscheinlich werde Mr. Fox wegen seiner Fettleibigkeit gefeuert. Pete dagegen wettet, sie seien in den Flur gegangen, um sich zu begrapschen. Andere lachen und stimmen ihm zu, und als die Tür wieder aufgeht, verstummen sie plötzlich alle.

»Joshua?«, sagt Mr. Fox. »Ich muss dich bitten, deine Sachen zu packen und mit Mrs. Templeton zu gehen.«

Im ersten Moment begreift er nicht, dass er gemeint ist. Was könnte Mrs. Templeton von ihm wollen?

»Joshua?«

Die anderen rufen wie aus einem Mund *Oh, oh!* Mr. Fox



mahnt sie, still zu sein. Joshua bückt sich nach seiner Tasche und kommt mithilfe seines Stocks nach vorne. »Hab ich irgendwas gemacht?«

»Sie werden dir alles erklären«, sagt Mr. Fox. »Bitte geh jetzt mit Jenny ... ich meine, Mrs. Templeton.«

Er verlässt das Klassenzimmer.

»Hier lang«, sagt Mrs. Templeton.

»Können Sie mir sagen, was ich getan habe?«

»Du hast nichts getan«, sagt sie. »Der Direktor will dich sprechen.«

»Warum denn?«

Sie antwortet nicht. Sie geht los, er folgt ihr. Das Klopfen seines Stocks hallt durch den leeren Flur. Was sie ihm vorzuwerfen haben, kann nur ein großes Missverständnis sein. In einer Schule für blinde Kinder kommt es ständig zu Verwechslungen. Manchmal weiß man einfach nicht, wer einen geschubst oder einem das Mittagessen geklaut hat. Gestern hat jemand den Feueralarm ausgelöst – im Nachhinein immer ein Spaß, allerdings weniger lustig, wenn man die Flammen, die vielleicht auf einen zukommen, nicht sehen und sie bei der ohrenbetäubenden Sirene und dem Stampfen der Füße auch nicht hören kann und sie möglicherweise erst riecht, wenn es zu spät ist. Ob es darum geht? Haben sie ihn im Verdacht, den Alarm ausgelöst zu haben?

Als sie die Treppe hochgehen, ist er stärker auf seinen Stock angewiesen. Das ist unbekanntes Territorium für ihn. Das ist ein Territorium für Kinder, die etwas ausgefressen haben. Er ist noch nie im Büro des Direktors gewesen. Es riecht nach Büchern und abgestandenem Zigarrenrauch, und die Tür knarrt, als sie sich hinter ihm schließt. Es erinnert ihn an das Arbeitszimmer seines Dads – auch wenn er nicht sein richtiger Dad ist.

Seine Mom und sein Dad sind eigentlich seine Tante und sein Onkel – nach dem Tod seiner Eltern haben sie ihn zu sich genommen, und er hat ihren Nachnamen bekommen. Seine leibliche Mom war die Schwester seines Dads.

»Bitte setz dich, Joshua«, sagt Direktor Anderson. Er spricht langsam und mit tiefer Stimme, und Joshua kann an der Richtung, aus der sie kommt, heraushören, dass er steht. Es ist das erste Mal, dass der Direktor mit ihm spricht.

»Geht es um den Feueralarm?«, fragt Joshua und bereut es sofort. Indem er danach fragt, macht er sich verdächtig.

»Wenn du dich erst mal setzt, kann ich dir alles erklären.«

»Alles wird gut«, sagt Mrs. Templeton, eine alarmierende Bemerkung. So etwas sagt man, vermutet Joshua, wenn das Gegenteil der Fall ist. Er findet den Stuhl und setzt sich hin. Er hält seinen Stock fest in der Hand. Irgendetwas stimmt hier nicht. Das alles ... wirkt irgendwie alarmierend.

»Ich weiß nicht, wie ich ... das ... es fällt mir wirklich schwer«, sagt Direktor Anderson, »aber ich fürchte ... ich fürchte, ich habe eine schlimme Nachricht für dich, Joshua.«

Joshua sagt nichts. Was für eine Ironie, denkt er, dass er erst vor fünf Minuten an den Familienfluch gedacht hat. Ist es das? Hat er ihn mit seinen Gedanken erneut zum Leben erweckt?

»Es geht um deinen Vater«, sagt Direktor Anderson. Demnach liegt Joshua mit seiner Ahnung richtig. Der Direktor legt ihm die Hand auf die Schulter und beugt sich zu ihm hinunter. »Es ist etwas passiert.«

»Nein«, sagt Joshua. »Bitte sagen Sie es nicht. Bitte ...«

Doch Direktor Anderson sagt es ihm. Joshua bleibt nichts anderes übrig, als still dazusitzen und zuzuhören, während ihm die Hände zittern und er weint.

»Alles wird wieder gut«, sagt Mrs. Templeton zu ihm, aber das wird es nicht.

Wie denn auch?

## KAPITEL 4

Was Joshua erfährt, will ihm nicht in den Kopf. Er hört es laut und deutlich, aber es ergibt keinen Sinn. Auch wenn er akzeptiert hat, dass der Fluch real ist, auch wenn er weiß, dass der Job seines Dads gefährlich ist, kann er das, was der Direktor ihm gerade zu sagen versucht, nicht glauben.

»Es tut mir so leid«, sagt Direktor Anderson. Manche Schüler nennen ihn *Direx Andersonstwie*. Wie kann jemand mit einem so dämlichen Spitznamen ihm sagen, dass sein Vater – sein zweiter Vater – tot ist? Joshua merkt, wie etwas in seinem Körper kleiner wird, wie ein Stück von ihm zusammenschrumpft und stirbt.

»Alles wird wieder gut, ganz bestimmt«, behauptet Mrs. Templeton zum dritten Mal.

Joshua starrt in ihre Richtung. Er versucht ihre Worte so zu deuten, dass sie alles, was Direktor Anderson gesagt hat, rückgängig machen. Alles wird wieder gut? Und wie?

»Wir sind für dich da, Joshua«, sagt Direktor Anderson. »Wenn du uns brauchst, sind wir für dich da.«

»Nicht nötig ... ich weiß nicht ...«, sagt Joshua wahrheitsgemäß. Er weiß nicht, was er machen soll. Er weiß nicht, was er sagen soll. Begreift nicht, wie das alles möglich ist. Er ist gerade dabei, so dämmert es ihm, wieder zum Halbweisen zu werden, und der Vergangenheit nach zu urteilen, tickt jetzt auch für seine

Mom die Uhr. »Er kann nicht tot sein«, sagt er. »Ich habe ihn doch noch heute Morgen gesehen. Wie kann er tot sein, wenn er mich gerade erst an der Schule abgesetzt hat? Wie kann ...«

»Joshua ...«

Er schüttelt die Hand des Direktors ab. »Es kann also gar nicht sein«, sagt er. Und wieso sollte er damit nicht richtigliegen? Denn unterm Strich ist ein Fluch nichts weiter als eine unselige Mischung aus Paranoia, Dummheit und Aberglauben.

»Alles wird wieder gut«, sagt Mrs. Templeton.

»Sagen Sie das nicht immer«, sagt Joshua. Dann steht er auf. Er muss hier raus. Er braucht frische Luft. Er geht Richtung Tür, stößt seitlich gegen den Stuhl, lässt dabei seinen Stock fallen und geht ohne ihn weiter. Er streckt die Hände aus, um sich zurechtzufinden, auch wenn er nicht weiß, wohin. Er stolpert über etwas, fällt hin und steht gleich wieder auf. Das ist der Kniff – bloß weg hier, bevor ihn die schlimme Nachricht einholen kann.

»Joshua«, sagt Direktor Anderson.

»Ich muss los.«

»Joshua ...«

Mit den Händen berührt er die Wand. Die Tür müsste rechts von ihm sein ... ist sie aber nicht, dann doch. Er bekommt sie auf, eine Hand legt sich ihm schwer auf die Schulter, doch er reißt sich los, er muss nach unten. Muss hier raus. Wenn er seinen Dad findet, kann er diesen Leuten beweisen, dass sie sich irren. Die Hand, die er abgeschüttelt hat, packt ihn am Arm. Energisch. Er wird herumgedreht, die Finger drücken so fest zu, dass er sich nicht wehren kann.

»Joshua, bitte, ich weiß, wie schlimm das für dich ist, aber du musst versuchen, dich zu beruhigen«, sagt Direktor Anderson.

»Ich bin ruhig.«

»Wir sind an deiner Seite, wir stehen dir bei.«

»Ich brauche Ihre Hilfe nicht. Ich will nur meinen Dad.«

»Dein Dad ... dein Dad ist gestorben«, sagt Mrs. Templeton.  
»Es tut mir so schrecklich leid, Joshua, aber das versuchen wir dir gerade zu erklären.«

Nein. Sein Dad ist nicht gestorben. Wenn das stimmt, würde er es nicht von Direx Andersonstwie erfahren. Und er müsste sich nicht von der Schulsekretärin trösten lassen. »Ich will nicht mehr mit Ihnen reden«, sagt Joshua. »Mit keinem von Ihnen.«

»Wir gehen jetzt die Treppe runter«, sagt Anderson, und einen Moment später nimmt er, im festen Griff des Direktors, die ersten Stufen.

Inzwischen tut Joshua der Arm davon weh. Er wird blaue Flecken bekommen. Auch wenn er nicht weiß, wie sie aussehen – wie sie sich anfühlen, weiß er schon. Das weiß jeder Blinde. Ganz allmählich wird ihm bewusst, was gerade mit ihm passiert. Egal, wie schnell er rennen würde – an dem, was geschehen ist, könnte es nichts ändern.

»Ich weiß, im Moment kannst du dir das nicht vorstellen, aber du schaffst das, irgendwann kommst du darüber hinweg«, sagt der Direktor.

Joshua sagt nichts.

»Im Moment sperrst du dich noch dagegen, aber du wirst es begreifen, und zwar schon bald, und dann tut es weh. Sehr weh.«

Joshua sagt immer noch nichts. Schon jetzt tut es weh. Wie könnte es noch schlimmer werden? Sie haben das Erdgeschoss erreicht.

Direktor Anderson redet weiter. »Es wird schwer für dich sein, und es muss dir sinnlos erscheinen, du wirst dich wie benommen und verloren fühlen, aber du hast deine Mom. Sie

wird für dich da sein, hier an der Schule werde ich für dich da sein, und alle Lehrer und Schüler werden für dich da sein.«

»Nicht, wenn der Fluch sie mir alle nimmt.«

»Was für ein Fluch?«

Mit einem Mal hat er den unbändigen Drang zu wissen, wie der Direktor aussieht. Bis jetzt ist es ihm egal gewesen. Doch in diesem Moment ist es wichtig – es ist wichtig, wie der Mann aussieht, der ihm eine so schlimme Nachricht überbringt. Schwarzes Haar? Braun? Mit Schwarz kann er etwas anfangen. Denn Schwarz sieht er die ganze Zeit. Braun ist ein hellerer, wärmerer Ton. Aber wie hat er sich Direktor Anderson vorzustellen? Hat er überhaupt Haare oder eine Glatze? Sieht er wie jemand aus, der alles durcheinanderbringt?

Von Direktor Andersons Hand auf seiner Schulter geführt, geht er weiter. Joshua wird bewusst, dass er die großen Fragen noch nicht gestellt hat. Nach dem *Wie* und dem *Warum*, und er stellt sie auch jetzt nicht. Wie und warum können nur noch mehr wehtun.

Sie gehen nach draußen. Er hört, wie Mrs. Templeton sie einholt. Er hört Vögel in den Bäumen zwitschern, eine warme Brise lässt die Blätter rascheln. Sie bleiben stehen, Mrs. Templeton reicht ihm seinen Stock und seine Tasche. Er hält das Gesicht in die Sonne. Er wird diese Minuten nie vergessen, muss er unwillkürlich denken. Nächste Woche, nächsten Monat, noch in zehn Jahren wird er sich an die Minuten nach dem Tod seines Vaters erinnern.

»Du wirst abgeholt«, sagt Direktor Anderson.

Er hört, wie ein Wagen die weitläufige Zufahrt zur Blindenschule Canterbury heraufkommt. Der Wagen hält vor ihm an. Eine Tür geht auf. Schritte kommen auf ihn zu.

»Hi, Joshua«, sagt eine Frau. »Ich bin Detective Inspector Audrey Vega, und ich wollte dir sagen ... ich wollte dir sagen, wie leid mir das mit deinem Vater tut. Er war ein guter Mann. Ein großartiger Mann. Ich habe ihn sehr gemocht. Wir alle haben ihn sehr gemocht. Alle hatten unglaublichen Respekt vor ihm ... und ... und das ist ... für uns alle ein schwerer Verlust.«

Joshua weiß nicht, was er sagen soll.

»Ich bringe dich jetzt zu deiner Mom ins Krankenhaus«, sagt sie.

»Ich verstehe nicht. Ich dachte ...« Dann trifft es ihn mit voller Wucht. Eine Hoffnung, so stark, dass er davon weiche Knie bekommt. »Dann lebt er noch. Die Ärzte ...«

»Ich wünschte, es wäre so«, sagt Detective Vega und legt ihm, so wie zuvor der Direktor, die Hand auf die Schulter. »Das kannst du mir glauben, Joshua. Aber er ist tot. Es tut mir leid. Ich komme, um dich zu deiner Mom zu bringen.«

Seine Mom. Was geht in diesem Moment in ihr vor? Was macht sie gerade? Er lässt sich von Detective Vega ins Auto manövrieren. Er nimmt auf dem Beifahrersitz Platz. Bevor sich die Tür schließt, ruft ihm Mrs. Templeton ein letztes Mal ins Gedächtnis, alles werde wieder gut, und Direktor Anderson versichert ihm nochmals, sie seien alle für ihn da. Jemand verstaubt seine Tasche auf dem Rücksitz, dann setzt sich Detective Vega hinters Lenkrad. Im Wagen riecht es nach Imbiss, und es ist heiß wie in einem Ofen. Er tastet nach dem Türgriff und findet den Knopf, um die Scheibe herunterzulassen.

»Anschnallen«, sagt Vega.

Er gehorcht. Sie fahren los. Er hört einen Hubschrauber über ihnen, der sich von ihrem Teil der Stadt zu einem anderen entfernt, und er stellt sich vor, dass es vielleicht eine Nachrichten-

crew ist, die zu der Stelle eilt, an der sein Vater gestorben ist. Würde er in diesem Moment einen Fernseher einschalten, würden ein Dutzend Stimmen alle durcheinander über den Tod seines Vaters quasseln. Eine schlechte Nachricht sei für die Medien eine gute Nachricht, hat sein Vater einmal gesagt. *Menschliche Tragödien sind ihr täglich Brot*, war so ein Spruch von ihm. Die Fragen nach dem *Wie* und dem *Warum* werden sie jedenfalls stellen. Auf der Fahrt zum Krankenhaus wird sein Bedürfnis zu verstehen, was geschehen ist, immer stärker. Und dann kommt er nicht mehr dagegen an.

Er beginnt mit dem *Was*. »Was ist passiert?«

»Dein Vater und Detective Kirk sind einer Spur nachgegangen«, sagt sie.

»Was für einer Spur?«

»Sie sind losgefahren, um einen Verdächtigen zu vernehmen. Es kam zu einer Auseinandersetzung, und es ging tragisch aus.«

»Dann ... dann ist mein Dad ermordet worden?«

»Ja.«

»Und derjenige, der ihn getötet hat?«

»Ist auch tot.«

Joshua ist froh, dass der Mann auch tot ist, doch dann ändert er seine Meinung. Er hätte dem Mann, der seinem Dad das angetan hat, lieber gegenübergestanden. Als Blinder hätte er ihm zwar nicht in die Augen sehen können, aber das hätte ihn nicht daran gehindert, ihn zusammenzuschlagen.

»Wie ist Dad gestorben?«

»Er ... er ist gestürzt«, sagt sie. »Es ist auf einer Baustelle passiert. Ich bin selbst noch nicht mit allen Einzelheiten vertraut, aber dein Vater ist aus großer Höhe gefallen. Er muss sofort tot gewesen sein. Er hat bestimmt nichts mehr gespürt.«



»Hat er doch«, sagt Joshua. »Auf dem Weg bis zum Boden muss er Angst gehabt haben. Je höher es war, desto länger die Angst.«

Detective Vega sagt nichts. Aus irgendeinem Grund fährt sie langsamer, blinkt und biegt wenig später ab.

»Was ist mit Onkel Ben? Ist er okay?«

»Ja, dem geht's gut. Er ist jetzt bei deiner Mutter.«

Ihm kommt ein abscheulicher Gedanke. Er wünscht sich ... es ist zwecklos, es zu leugnen ... er wünscht sich, Onkel Ben wäre gestürzt und nicht sein Vater. Ihm ist klar, dass er in den nächsten Tagen noch öfter mit solchen Gedanken kämpfen wird, in den nächsten Wochen, vielleicht für immer. Schon jetzt merkt er, wie ihm ein *Was wäre, wenn?* nach dem anderen im Kopf herumschwirrt. Wie er sich mit aller Macht wünscht, sein Dad hätte sich für den Tag krankgemeldet oder wäre an einer roten Ampel hängen geblieben, die nicht auf Grün geschaltet hat. Wie er sich wünscht, die ganze Kettenreaktion, die sie jetzt hierher in dieses Auto gebracht hat, wäre an irgendeiner Stelle unterbrochen worden!

Er wischt sich die Augen. Soll das mit den Tränen ewig so weitergehen?

»Ich weiß, dass dir das im Moment nicht viel hilft, aber dein Dad ist als Held gestorben«, sagt Detective Vega. »Jeder Polizist, der im Dienst umkommt, stirbt als Held.«

»Mein erster Vater ist auch als Held gestorben«, sagt er.

»Ich ... ich weiß«, sagt sie, und er ist ihr dankbar, als sie nicht hinzufügt, alles werde wieder gut. Sie fahren weiter. Er stellt keine Fragen mehr. Er hört andere Autos und Motorräder und Busse und Lkw. Gelegentlich brüllt jemand einem anderen Fahrer etwas durchs Fenster zu. Jemand hupt, Fußgängerampeln

geben einen Piepton von sich, bremsende Reifen quietschen. »Wir sind da«, sagt Detective Vega wenig später, der Wagen wird langsamer und kommt zum Stehen.

Sie steigen aus, Detective Vega reicht ihm seinen Stock und trägt die Tasche für ihn. »Hier lang«, sagt sie, und er nimmt ihren Arm. Hinter ihm rauscht der Verkehr, in seiner näheren Umgebung hört er Menschen, die Hektik des Krankenhauses überwältigt ihn. »Die Türen sind geradeaus«, sagt sie.

Die automatischen Türen öffnen sich, und sie treten in die Eingangshalle. Auch wenn Joshua den Raum nicht sehen kann, muss er den Geräuschen nach riesig sein. Von überallher hört er Stimmen, die meisten gedämpft, dazwischen eine verzweifelt klingende Unterhaltung, vermutlich zwischen einem Patienten und einer Schwester am Empfang.

»Joshua!«

Joshua dreht sich zu Onkel Ben um. *Captain Kirk*, wie sein Dad ihn immer nannte, nicht nur wegen seines Namens, sondern weil er, behauptet jedenfalls seine Mom, wie der originale Captain Kirk aussieht. Wieder landet eine Hand auf seiner Schulter. Sie ist warm und fest, und Joshua hat das vertraute Aftershave in der Nase.

»Es tut mir wirklich leid, Kleiner«, sagt Onkel Ben. Er war schon immer Onkel Ben, auch wenn er kein richtiger Onkel ist. Sie fallen sich in die Arme, und plötzlich muss Joshua an ihre letzte Umarmung denken. Das ist ein Jahr her. Sein Dad hatte den Grill angezündet, und Onkel Ben war mit seiner Freundin zu ein paar Steaks und ein paar Bier vorbeigekommen. Alle hatten sich zur Begrüßung umarmt. Damals reichte Joshua Onkel Ben nur bis zur Brust, jetzt trennen sie vielleicht nur noch zehn Zentimeter. Joshua ist schon immer dünn gewesen, doch in die-

sem einen Jahr ist er ein gutes Stück gewachsen. Erst vor wenigen Tagen war es seinem Dad aufgefallen, und er hatte so viel Wind darum gemacht, als wäre es ein erstaunliches Phänomen, eine grandiose Leistung, jedenfalls ein Grund, stolz auf ihn zu sein. Wie kann es sein, dass sein Dad ihn nicht mehr erleben wird, wenn er erwachsen ist? Sich nicht mehr über jeden Zentimeter freuen kann, den er zulegt?

Er registriert, dass Onkel Ben etwas gesagt hat.

»Entschuldige ... was?«

»Ich wollte nur sagen, es ist alles ... es ging alles so schnell, verstehst du? Und dein Dad, er ... o Gott«, sagt er, und Joshua weiß, dass auch Onkel Ben den Tränen nahe ist. Sie lösen sich aus ihrer Umarmung, und Onkel Ben legt ihm beide Hände auf die Schultern. »Ich wünschte ...«, fügt Onkel Ben hinzu, ohne auszusprechen, was er sich wünscht. Stattdessen sagt er: »Danke, Audrey, dass du ihn hergebracht hast.«

»Auf Wiedersehen, Joshua«, sagt Vega und drückt ihn kurz an sich, bevor sie geht.

»Ist er wirklich tot?«, fragt Joshua.

»Ja, Kumpel, ist er. Es tut mir furchtbar leid. Es war nicht seine Schuld. Und du sollst wissen, dass der Mann, der das getan hat ... Er hat bekommen, was er verdient hat, okay? Und ich habe dafür gesorgt, dass er sich wenigstens als Toter nützlich macht. Ich meine ... ich meine – also, das musst du für dich behalten«, sagt er und klingt wie sein Dad manchmal, wenn er zu viel Kaffee getrunken hatte, und er vermutet, sein Onkel hat zu viel Adrenalin im Blut. »Ich hätte das nicht sagen sollen. Ich hab das nicht gesagt, okay? Verstehst du?«

»Ja«, sagt Joshua, auch wenn er das Gegenteil meint. Sein Onkel klingt verwirrt.

»Gut. Gut. Der Kerl, der deinen Dad getötet hat, war ein mieser Bursche, und dein Dad ist gestorben, weil er diesen Burschen aus dem Verkehr ziehen und dafür sorgen wollte, dass er niemandem mehr wehtun kann.« Da ist sich Joshua nicht sicher. Seiner Meinung nach hätte sein Dad nicht zu sterben brauchen. Seiner Meinung nach hätte Onkel Ben das, worüber er nicht reden kann, früher tun können. Dann würde sein Dad heute Abend so wie immer von der Arbeit heimkommen, und Joshua würde im Unterricht von Mr. Fox sein Nickerchen halten.

»Wo ist Mom?«

Bevor Onkel Ben antworten kann, kommt jemand auf sie zu. »Hi, Joshua.« Eine Frau, sie klingt herzlich und schon ziemlich alt, vielleicht vierzig oder so. »Es ist wirklich schön, dich kennenzulernen, ich wünschte mir nur, es wäre unter anderen Umständen gewesen.«

»Joshua, das ist Dr. Toni Coleman«, sagt Onkel Ben, und Joshua wird bewusst, dass er den Namen kennt, auch wenn er nicht weiß, woher.

»Die meisten nennen mich Dr. Toni«, sagt sie, und im nächsten Moment berührt eine Hand seinen Ellbogen. Kurz darauf wird ihm die Hand geschüttelt. Er spürt, dass sie lächelt und ihn mitfühlend ansieht. »Haben Sie versucht, meinen Dad zu retten?«, fragt Joshua.

»Dr. Toni ist eine andere Art von Ärztin«, sagt Onkel Ben.

»Wie anders?«

»Ich bin Augenärztin«, sagt sie.

Jetzt weiß er, woher er ihren Namen kennt. Aus den Nachrichten. »Ich verstehe nicht«, sagt er. »Was soll das?«

»Dein Dad ist gestorben, Joshua«, sagt sie, »und das tut mir

sehr leid. Aber er hatte den Wunsch, dir ein Geschenk zu machen, falls ihm einmal etwas zustößt. Wir wollen dafür sorgen, dass du die Welt so sehen kannst, wie sie dein Dad gesehen hat. Wir hoffen, dass wir dir seine Augen geben können.«

## KAPITEL 5

*Dieser Zweig der Chirurgie steckt noch in den Kinderschuhen.* Das wird Dr. Coleman in diesem Moment der Familie erklären, denkt Dr. Tahana, während er sich über die Leiche von Detective Inspector Mitchell Logan beugt. Dr. Coleman wird ihnen sagen, das Verfahren sei auf der ganzen Welt erst fünfzig Mal durchgeführt worden und existiere erst seit zwei Jahren. Blinden das Augenlicht zu geben, da fällt es einem schon schwer, nur dem medizinischen Fortschritt zu danken und nicht an ein Wunder zu glauben. In Neuseeland wurde diese Form der Transplantation bislang erst zwei Mal durchgeführt, in beiden Fällen am Christchurch Hospital von Dr. Coleman und ihrem Team. Coleman ist eine brillante Ärztin, die nach seiner Überzeugung noch nicht einmal den Zenit ihrer Laufbahn erreicht hat, und eine von gerade einem Dutzend Ärzten auf der ganzen Welt, die diesen Eingriff durchführen können. Auch wenn sie den Respekt und die Lorbeeren akzeptiert, die sie sich verdient hat, so ist sie doch, wie er weiß, im Grunde ihres Herzens nicht daran interessiert. Sonst würde sie sich gewiss nicht auch noch mit seiner Arbeit abgeben.

Tahana verschafft sich einen ersten Überblick über die Leiche von Detective Logan. Seine Hand ist an die Schulter genagelt, mehrere Nägel stecken ihm in der Brust, einer im Hals, und

ein weiterer ist ihm durch die Wange ins Zahnfleisch gedrungen. An den Nägeln wäre er nicht gestorben – ohne den Sturz hätte Mitchell nur ein paar geringfügige Narben davongetragen.

Mitchell ist nicht der einzige Tote im Raum, und Tahana geht zu der zweiten Leiche hinüber. Die Todesursache: ein Schuss in den Hals. Anders als bei Mitchell, dessen innere Organe bei dem Aufprall zerquetscht und von gebrochenen Knochen zerstoichen wurden, sind die Organe dieses Mannes noch vollkommen intakt.

»Da bist du am Ende doch noch für etwas gut«, sagt er zu dem Toten, was er so auch schon anderen Leichen unter ähnlichen Umständen bescheinigt hat. Seit nunmehr achtundzwanzig Jahren entnimmt er den Toten Organe und Knochen, um die Lebenden zu retten – in den letzten fünf Jahren hat er sie auch Individuen vom Schlage eines Simon Bower abgetrotzt. Und so gelangen Verbrecher, die es im Zuge ihrer Straftat selbst erwischt hat, ungefragt posthum in die Spenderdatei. Auf diese Weise kam am Morgen auch Bowers Name auf die Liste. Dazu wurde die Geschichte ein wenig umgeschrieben, sodass Bower, wie nunmehr nachzulesen ist, beim Antrag auf einen Führerschein mit sechzehn Jahren neben der einschlägigen Frage »Ja« angekreuzt hat. Hätten Tahana und seine Kollegen nicht ihre Karriere und ihre Freiheit aufs Spiel gesetzt, indem sie diesen Kriminellen ohne entsprechende Verfügung illegal Organe entnahmen, wären vierzehn Menschen, die heute noch in Christchurch herumlaufen, schon längst unter der Erde. Doch er schert sich nicht um die Wünsche ihresgleichen. Aus seiner Sicht machen diese Leute, die zu Lebzeiten anderen nur Schaden zugefügt haben, wenigstens im Tod ein wenig wieder gut.

Er kehrt zu Mitchell zurück. Dem Toten die Augäpfel zu ent-

nehmen erfordert Präzisionsarbeit, und das kostet Zeit. Ein einziger falscher Schnitt, ein winziger Fehlgriff, und das Auge ist unbrauchbar. Er rechnet für jedes Auge eine Dreiviertel- bis eine volle Stunde. Bei einem lebenden Patienten würde es länger dauern – wenn Dr. Coleman Joshuas Augen entfernt, wird das eine bei Weitem kniffligere Operation, doch nichts im Vergleich dazu, ihm die neuen einzusetzen.

Während er die Inzisionen vornimmt, um die Haut und die Muskulatur im Umfeld des Auges abzulösen, fragt er sich, wie Dr. Coleman den Eingriff Joshua und dessen Mutter beschreibt. Vermutlich so einfach wie möglich. Eine Stammzellen-Mixtur, die zwischen den Sehnerv und das neue Auge injiziert wird, sorgt dafür, dass alles geliebt, nachdem der Augapfel sorgfältig eingepflanzt wurde und bevor er zum Heilen bandagiert wird. Die Crux besteht darin, dass der Informationsfluss vom Auge ans Gehirn ohne Beeinträchtigung funktioniert. Natürlich ist in Wahrheit alles unendlich viel komplizierter, weshalb noch so wenige die Technik beherrschen. Doch in zehn Jahren, vielleicht sogar in fünf, wird sie so geläufig sein wie eine Herztransplantation.

Zwei Chirurgen betreten den Raum. Sie nicken ihm zu und beginnen mit der Arbeit an der zweiten Leiche. Tahana hört, wie sie Rippen durchtrennen und Knochen zersägen, um Bowers Brustkorb zu öffnen und ihm sämtliche brauchbaren Organe zu entnehmen. Keiner der beiden Chirurgen ahnt, dass Bower eigentlich kein Spender ist. Niemand wird es je hinterfragen, schon gar nicht Bowers Familie. Die Angehörigen machen nie Probleme, sie sind viel zu sehr mit der Frage beschäftigt, was ihr Kind zum Freak gemacht hat.

Wie Mitchell werden auch Simon Bower die Augen entnommen, und der entsprechende Kollege arbeitet im selben Tempo

wie Tahana. Nach einer Stunde ist jeder der beiden Leichen ein Augapfel entnommen. Jeder Augapfel wird in einen Beutel mit steriler Salzlösung verbracht, der seinerseits in einen mit Eis gefüllten Transportbehälter kommt. Jeder Transportbehälter ist penibel etikettiert. Andere Behälter werden mit Bowers Organen gefüllt und im Eiltempo von Assistenzärzten abgeholt; ein Herz gelangt in Höchstgeschwindigkeit in einen OP, eine Niere wird mit dem Hubschrauber in ein anderes Krankenhaus geflogen. Korrekt verstaut, werden die Augen bis zu vierundzwanzig Stunden halten, was ihnen reichlich zeitlichen Spielraum lässt.

Für Dr. Coleman und ihr Team wird es ein langer Tag.

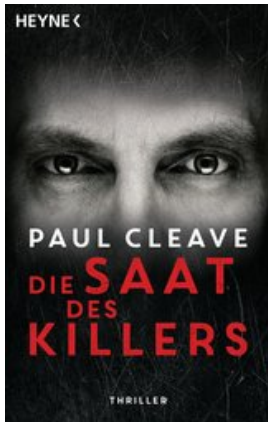
Er macht sich beim zweiten Auge ans Werk.

## KAPITEL 6

In Dr. Tonis Sprechzimmer ist es heiß. In der Ecke steht ein Ventilator, der sich hin und her bewegt und Joshua zuerst von links nach rechts Luft ins Gesicht bläst und zehn Sekunden später andersherum. Aus dem Wartezimmer und dem Flur dahinter hört er gedämpfte Geräusche. Auf dem Parkplatz einige Stockwerke tiefer heult ein Motor auf. Der Stuhl, auf dem er sitzt, ist bequem. Seine Mutter sitzt neben ihm und hält seine Hand, während sie sich von Dr. Toni den Eingriff erklären lassen. Ab und an kann er hören, wie seine Mom leise weint und jedes Mal versucht, es zu unterdrücken. Wenn er sie weinen hört, kämpft er selbst mit den Tränen.

Er fühlt sich wie ausgehöhlt. Wenn ihn jemand aufschneiden würde, würde er auf einen Hohlraum hinter seinen Rippen stoßen; da wäre nichts weiter als Blut und Knochen und seine lee-





Paul Cleave

## **Die Saat des Killers**

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-43924-5

Heyne

Erscheinungstermin: Juni 2018

Für Joshua bricht eine Welt zusammen, als sein Vater Mitchell bei einem Einsatz getötet wird. Doch der Polizist hinterlässt seinem Sohn etwas, das dessen Leben für immer verändern wird: seine Augen. Die Transplantation gelingt, und Joshua kann wieder sehen. Aber seitdem träumt er von einer einsamen Hütte, von Frauen in Todesangst, von entstellten Leichen. Joshua wird klar, dass bei dem Eingriff ein verheerender Fehler passiert ist. Eines der transplantierten Augen stammt von dem Serienmörder, der seinen Vater ermordet hat. Ohne es zu wollen, ist Joshua dem Erbe des unheimlichen Killers auf der Spur ... und gleichzeitig mit ihm verbunden ...



[Der Titel im Katalog](#)